

CASPAR GUTSCHE

ICH TANZE
NUN MAL
NICHT GERNE
STANDARD

QUERVERLAG

Die Geschichte ist fiktiver Natur. Ähnlichkeiten mit tatsächlichen Personen sind rein zufällig. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind unbeabsichtigt.

© Querverlag GmbH, Berlin 2025

Lektorat: Regina Nössler

Erste Auflage September 2025

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag und grafische Realisierung von Sergio Vitale

Gesamtherstellung: Finidr

ISBN 978-3-89656-364-4

Printed in the Czech Republic

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis an:

Querverlag GmbH

Akazienstraße 25, 10823 Berlin

www.querverlag.de | mail@querverlag.de

Als kleines Kind von vielleicht drei Jahren ist es mir ein Rätsel, dass andere mich sehen können, wenn ich die eigenen Hände fest vor meine Augen presse. Nicht weniger erstaunt mich, was andere in mir sehen, weil ich etwas gesagt oder getan habe. „Gar nicht schlecht für ein Mädchen.“ Oder auch „typisch Mädchen“. Ich schnappe das auf, lerne schnell, was andere sich wünschen, wie ich mich zu benehmen habe. Oft schwingt etwas Kleinmachendes im Ton mit: „Püppi, möchtest du uns eine Freude machen und für uns singen?“ Das fragt Omi fast jedes Mal, obwohl ich nie will. Die Brüder werden das nicht gefragt, schon gar nicht so. Ich bin doch kein Zirkuspferd, das für euch auf den Hinterbeinen durch die Manege hüpfst, und ihr füttert mich zur Belohnung mit Zuckerstückchen. Ich heiße Mona, Mona Lisicke. Warum nennt ihr mich Püppi?

Ich bin im Garten bei Omi und Opi. In Potsdam. Irgendwo am Stadtrand, was sich in Potsdam wie mittendrin anfühlt. Eigentlich leben die beiden in einer wilden Ehe zusammen. So heißt das damals für nicht Verheiratete, Mitte der sechziger Jahre. Mein blutsverwandter Opa hat sich umgebracht, nachdem er die Omi verlassen hatte. Für eine andere Frau. Das erzählt mir meine Mutter später auf Nachfrage, als ich alt genug bin. Da bin ich zehn. Ich beobachte sie dabei. Keine Regung, als würde sie einen gelernten Text aufsagen: „Er wurde im Wald gefunden, erhängt an einem Baum.“

Sie ist so weit weg. Mir fällt vor Schreck keine Frage ein. Auch später nicht. Sonst fallen mir immer Fragen ein. Aber das Thema ist für sie abgehakt. Mehr wird sie dazu nie sagen wollen.

Darüber, wo Omi den neuen Opi herhatte, wird auch nicht gesprochen. Liebe kann keine Rolle gespielt haben. Nichts dergleichen ist weder ihr noch ihm anzumerken. Keine Anzeichen für ein Miteinander. Zwei Menschen, die sich die Wohnung teilen. Omi kocht und hält Ordnung. Opi sammelt Briefmarken. Beide wirken alt, wie heute alte Menschen im öffentlichen Raum nur selten wirken, jedenfalls die sichtbaren.

Der Garten ist mehr Opis Revier. Da kennt er sich aus und findet Worte von Begeisterung. Sonst ist er stumm. Es sei denn, er

kann uns Kindern mit seiner Kriegsverletzung einen Schrecken einjagen. Aber vielleicht macht er das gar nicht absichtlich. Und weil es seine größte Aufregung im Leben war, muss er eben darüber sprechen.

Er trägt in der Wohnung immer diese schlotterigen, gerippten Unterhemden. Seine Haut ist schrumpelig und durchscheinend, übersät von füsseligen weißen Haaren und diversen Flecken. Im mittleren Rücken hat er seitlich ein Loch zwischen zwei Rippen. Ich könnte meinen kleinen Finger reinstecken. Das Loch stammt noch aus dem Ersten Weltkrieg. Er wirkt stolz, wenn er darüber spricht. Bisher habe ich nur vom Zweiten Weltkrieg gehört. Ich bin froh, dass er da nicht mitmachen musste, und stelle mir vor, er kann also kein Nazi gewesen sein. Gruselig ist er trotzdem. Außer im Garten. Da führt er mich an Geschmäcker heran. Seine krummen Finger mit den braunen, eckigen Fingernägeln wischen über die kleinen wurmstichigen Birnen, bevor er sie mir hinhält. Da kann ich drumherum essen. Es lohnt sich tatsächlich. Perfekter Reifegrad. Dazu Stachelbeeren, Himbeeren, Brombeeren, von Sträuchern direkt in den Mund. Aber sein Heiligtum sind die Feuerbohnen. Wie gebannt steht er vor den Spalieren, streichelt Blüten und erntet später im Jahr, als wäre es ein göttlicher Akt, Bohne für Bohne. Ich verknüpfte all diese Gerüche des Gartens mit Reichtum und Glück, seine Laube ausgenommen, die stinkt nach Zigarrenstummeln. Da sitzt er oft drin und stiert vor sich hin. Ich halte mich lieber draußen auf. Es ist Sommer. Ich sitze im Kleidchen auf einem Hocker vor der Laube. Mir ist langweilig, zu wenig Ansprache. Ich streichele die Innenseite meiner Oberschenkel. Versonnen. „Das darfst du nie wieder tun.“ Die Omi steht plötzlich vor mir und guckt streng. Sie greift grob nach meinem Oberarm und schüttelt mich. Ich gehe noch längst nicht zur Schule. Was weiß ich denn schon. Auch darüber wird nicht wieder gesprochen. Ich verstehe nicht, was sie daran aufregt. Es fühlt sich doch gut an. Meine Schlussfolgerung: Ich tue das nur noch, wenn Omi nicht in der Nähe ist.

Die Wohnung von Omi und Opi ist nicht gerade groß, sparsam eingerichtet und liegt ganz oben im Hinterhaus, über knarzige Stiegen erreichbar. Das Haus riecht muffig, die Wohnung auch, aber anders als das Haus, mehr so menschenmuffig. Es gibt ein

Wohnzimmer, ein Schlafzimmer und bei Betreten der Wohnung steht man direkt in der Küche ohne Fenster, die vielleicht mal ein Flur war. Im Schlafzimmer, das an das Wohnzimmer angrenzt, gibt es ein großes Bett und ein Waschbecken. Die Toilette befindet sich in einem Verschlag, hinter dem Schlafzimmer. Die hat ihren eigenen stechenden Geruch, nach Luftverbesserer. So wachsähnliche Stücke, die in einer vorne offenen Pappschachtel an der Wand hängen. Und doch halte ich mich gerne in diesem buchstäblich stillen Örtchen auf. Ein respektierter Platz des Ungestörts, übersichtlich, mit einem winzigen Fenster, auf dessen Fensterbrett immer ein Groschenroman liegt.

Bei den wenigen Malen, die ich allein zurückgelassen werde, schlafe ich mit Omi im großen Bett. Daran, wo Opi schläft, erinnere ich mich nicht mehr. Im Wohnzimmer steht mittendrin ein Esstisch. Da muss man immer drumherum laufen. An der Wand zum Schlafzimmer gibt es einen schwarzen Buffetschrank. Obenrum sind Glastüren, dahinter historische Bücher in Frakturschrift. Sobald ich lesen kann, verbringe ich Stunde um Stunde damit, diese historische Schrift zu entziffern, und bin hochwichtig beschäftigt. In einem alten Traumdeutungsbuch steht, dass Mädchen, die wie ich im November geboren wurden, mit zunehmendem Alter melancholisch werden und dass Japan für sie in einer fernen Zukunft von besonderem Interesse sein wird. Ich muss mir das erklären lassen. Mein Papa sagt: „Du siehst ja, dass es ein altes Buch ist. Früher haben die Menschen an alles Mögliche geglaubt, um sich das Leben und die Umstände zu erklären.“

Dass es Länder gibt, in die wir nicht reisen können, weiß ich inzwischen aus der Schule. Die Welt ist groß. Es gibt verbündete und andere Länder. Ich nehme das zur Kenntnis. Ich bin ein Kind. Und das Buch ist von 1904. Unvorstellbar. Ich lebe doch jetzt. Nachdem wir im Atlas nachgeschaut haben, wo Japan liegt, drückt mir Papa einen Heinrich-Zille-Band in die Hände. Die Frauen darin sind entweder zu dick, zu dünn oder schwanger. Die Dünnen haben meist diese Stupsnasen, sind jung und lassen sich von den Burschen nicht die Butter vom Brot nehmen. Eine Lieblingskarikatur von mir ist eine Zeit lang die, in der sich die Mutter aus dem Fenster lehnt und nach der Tochter ruft, zum Füße-waschen: „Wir brauchen Kümmel für den Kohleintopf.“ Das ver-

stehe ich sofort, weil ich auch oft diese schwarzen kleinen Krusten zwischen den Zehen habe, denn am liebsten bin ich barfuß.

In einer anderen Karikatur steht ein Mädchen in einem Laden. Die Verkäuferin fragt, ob sie lieber ein Mädchen oder einen Jungen aus Schokolade haben will. „Ich nehme einen Jungen, da ist mehr dran“, sagt das Mädchen. Wirklich? Nur wegen des kleinen Pimms?

Opi liest mir manchmal aus dem Struwwelpeter vor, mit zittriger Stimme und um Ausdruck bemüht. Deshalb erkenne ich gleich, es handelt sich um eine erfundene Geschichte. Die Omi streckt dazu den Zeigefinger in die Luft: „Besser, du benimmst dich immer anständig.“ Das ist ihr vollkommen ernst.

Die tragische Geschichte des Mädchens, von dem am Ende nur ein Häufchen Asche bleibt, macht mich besonders traurig. Und ich bin empört. Hätte ihr jemand die Gefahr vernünftig dargelegt, dass die ganze Bude in Flammen aufgehen könnte, hätte sie sicher nicht mit dem Feuerzeug gespielt. Was sind denn das für Eltern, Verbote auszusprechen und dann das Kind allein zu Hause zu lassen?

Es gibt noch zwei Sessel an der Wand, gleich rechts, wenn man das Zimmer betritt, mit einem Rauchtisch dazwischen. Da sitzt Opi immer. Außerdem steht in der Ecke der Kachelofen, daneben ein olles Sofa mit kaputten Sprungfedern, weshalb die Sitzfläche hügelig ist. Ansonsten wirkt die Wohnung kahl. Ein bisschen so, wie die Omi streng ist. Als ob es ihr Mühe bereitet, nett zu sein. Aber sie klagt auch nicht. Ich fahre trotzdem gerne hin, weil es immer ein Abenteuer ist, wenn sich unsere Familie auf den Weg macht von Köpenick aus mit der Regionalbahn außen rum um Westberlin, um nach Potsdam Hauptbahnhof zu gelangen. Der Bahnhof ist schon eine Attraktion, als wären wir mit einer Zeitmaschine in die Vergangenheit gereist und etliche Jahre früher gelandet. In dunklen Ecken stehen verhuschte, düstere Gestalten. Wir eilen stets an ihnen vorbei, um die Straßenbahn nicht zu verpassen, die uns zur Omi bringt, die immer schon mit dem Essen auf uns wartet. Die Kartoffeln hält sie im Ofen warm. Dazu gibt es gemischtes Gemüse, wenn Opis Bohnen aufgebraucht sind, und Braten. Das ist ganz in Ordnung, solange ich keine Kartoffeln essen muss. Die riechen nicht gut und haben so graues Zeug

abgesetzt. „Stärke“, sagt Opi. „Du willst doch mal groß und stark werden.“

Die Brüder feixen und tun so, als würden sie das gut finden, indem sie bereitwillig ihre Teller hinhalten. Meine Mutter traut sich nicht zu sagen, dass ich die nicht essen muss. Offenbar gelten bei Omi andere Regeln als zu Hause, denn da müssen wir nie etwas essen, das wir nicht wollen. Nach dem Essen gehen wir spazieren. Omi hat einen Dackel. Und „Buzi“ muss Gassi gehen. Von da an kommt Freude auf. Buzi flitzt wie ein Irrer auf der kleinen Wiese herum, die sich an der nächsten Straßenecke befindet. Der fühlt sich auch befreit, sobald wir draußen sind. Ein Seelenverwandter. Und so lustig, wie er nach dem Kacken seine Beine in die Luft wirft. Wenn das Wetter nicht mitspielt, gehen nur wir Kinder mit dem Hund und dann geben wir ihn wieder ab, weil wir noch im Café Heider Schlagsahne besorgen müssen. Nur mit dieser Schlagsahne ist es möglich, den staubigen Kuchen der Omi runterzukriegen. Das Café Heider ist immer voll und verraucht. Andere Omis und Opis sitzen dort herum, spielen Karten und schaufeln Torte in sich hinein, als säßen sie im eigenen Wohnzimmer.

Es gibt noch immer viele sowjetische Offiziere in Potsdam. Die Soldaten dürfen die Kasernen nicht verlassen. „Falls die abhauen, werden sie erschossen“, sagt die Omi in einem Ton, als fände sie das mehr als richtig.

Irgendwann erzählt mir meine Mutter, dass sie von der Omi zum Kriegsende lange im Keller versteckt wurde. Da war meine Mutter siebzehn. Die Russen haben sich alles genommen, vor allem Frauen. Junge Frauen. Meine Mutter haben sie nicht bekommen. Sie war ja im Keller versteckt. Sie hatte schreckliche Angst. Aber es war eine bessere Angst, als tatsächlich vergewaltigt zu werden. Viele junge Frauen suchten sich freiwillig einen Offizier. Dann waren die Verhältnisse geklärt. Außerdem gab es nach dem Krieg nicht viele Männer, allenfalls alte.

Einen einfachen Soldaten sehe ich in der Stadt nur einmal. Kurzrasiert steht er ängstlich wie an eine unsichtbare Leine gekettet in einer Ecke des Russen-Magazins, das es in Potsdam wegen der Offiziere gibt, derweil ein Offizier seinen üppigen Einkauf auf dem Ladentisch hochstapelt. Das Russen-Magazin ist ein Geschäft, in dem es ausschließlich Lebensmittel wie in der Sowjet-

union gibt. Der Opi nimmt mich manchmal dahin mit. Jedes Mal kommt es mir vor, als wäre ich verreist. Ein niederschmetternder Geruch in diesem Laden, intensiv und fremd, aber aufregend. Opi hat seine Spezialitäten, die er dort kauft, sauer Eingelegtes aus Fässern und Fisch in Dosen. Ich bekomme immer ein Mischka-Konfekt. Das schmeckt mir nicht, aber Opi freut sich sehr, mir etwas extra zuzustecken. Dann tue ich immer so, als würde ich diesen Schatz noch eine Weile aufbewahren wollen. Später verschenke ich ihn weiter.

Bei Omi und Opi gibt es für uns Kinder immer Brause, später auch Vita-Cola. In meine Cola bekomme ich oft einen Schluck Malzbier. „Das ist gut für die Brust“, sagt die Omi jedes Mal dazu. Meine Mutter kommt in Erklärungsnot, als ich frage, was damit gemeint ist.

„Manchmal sagen ältere Leute komische Sachen.“ Und sie sagt auch: „Die Omi hatte es nicht leicht. Als junge Frau war sie bildschön.“

Darunter kann ich mir nichts vorstellen. Jetzt ist sie krumm, hat schütttere weiße Haare und guckt grimmig, als würde sie sich ständig ärgern. Die Omi ist mir ein Rätsel. Es fühlt sich an, als würde sie mich absichtlich einfrieren, wenn ich zu Besuch bin, damit ich weniger Zugriff auf mich habe und mache, was sie will. In Wahrheit, aber das kapiere ich erst Jahre später, liegt es daran, dass sie nur meinen großen Bruder liebhat. Den erstgeborenen Enkelsohn. Was danach kam, wäre aus ihrer Sicht nicht mehr nötig gewesen. Vielleicht erinnert mein Bruder sie an den eigenen Sohn, der in Russland kurz vor Kriegsende gefallen ist.

Es gibt da noch die andere Oma, die Mutter meines Vaters. Sie lebt in Falkensee, in einem Haus mit verwildertem Garten, einem Karnickelstall und vielen Hühnern. Die Tiere sind zum Essen da. Vor allem die Hühner sind praktisch, mit den vielen Eiern. Nur mag ich nicht, wenn sie aufgeregt herumflattern, wenn ich die Eier aus dem Stall hole. Auf Abstand finde ich sie lustig, wie sie auf ihren gelben Stöckchen umherstolzieren, den Blick immer auf den Boden gerichtet, allzeit bereit zu picken. Einmal war ich dabei, als einem Huhn auf dem Hackklotz der Kopf abgeschlagen wurde. Dann ist es entwischt und rannte noch eine Weile kopflos umher, bis es vor der Tonne mit den Körnern auf die Seite kippte.

Wenn es Essensreste von Kartoffeln gibt, bin ich die Erste, die mit der Schüssel zum Stall läuft und sie aus sicherer Entfernung ausschüttet. Dann stürzen sich alle Hühner drauf. Ich staune, wie schnell die von sonst wo angefilitzt kommen. So viele aufgeregte Hühner. Es sind doch nur Kartoffeln.

Bei der Oma gibt es oft Kaninchen als Braten, aber nicht im Ganzen. Es lässt sich keine Ähnlichkeit erkennen zu den flauschigen Teilen, die ich bei jedem Besuch wie ein Ritual zur Begrüßung auf den Arm nehme. Besonders die Hinterläufe schmecken mir. Da ist viel Fleisch dran, zart und mager. Und dann gibt es zum Nachtisch Schokoladenpudding, der aus einer Puddingform ge-

stürzt serviert wird. Die Oma hat verschiedene Puddingformen. Zu Kaninchen sieht der Pudding aus wie ein Hase. Nach Huhn gibt es keinen Pudding, sondern süß-sauer eingekochten Kürbis. Davon hat die Oma ein ganzes Regal voll im Keller. Ich bin versessen darauf, das schönste Glas auszusuchen. Der Keller ist faszinierend gruselig. Aber ich bin mutig und neugierig.

In Omas Haus lebt im oberen Stock eine andere Familie zur Miete. Sie müssen sich mit weniger Platz arrangieren, als der Oma allein zur Verfügung steht. Sie sind zu fünf und das Haus wird oben enger. Da es sich um ein Einfamilienhaus mit offenem Treppenhaus handelt, kommt es zu häufigen Begegnungen mit der Familie. Es gibt wie bei uns zwei Brüder und als jüngstes Kind eine Tochter. Alle ähnlich alt wie wir. Sie kommen mir zurückgeblieben vor, echte Landeier. Aber das sage ich ihnen nie. Ich bin zur Höflichkeit erzogen. Wenn ich bei der Oma abgegeben werde, spiele ich mit ihnen und lerne sie immer besser kennen. Also kann ich das beurteilen. Noch dazu komme ich aus der Hauptstadt und da läuft niemand so rum. Die Jungs sind gehässig gegenüber ihrer kleinen Schwester. Deshalb heult sie viel. Aber alle drei verstummen, wenn ich auftauche. Sie warten, was ich zu sagen habe, und machen gerne das, was ich vorschlage. Oft ziehen wir in der Gegend rum, obwohl der Garten groß ist. Aber weiter weg fühle ich mich weniger beobachtet. Es gibt Felder ringsum. Wir bauen uns Hütten aus Goldregen. Als eine Hütte fertig ist, komme ich auf die Idee, dass ich mir jetzt die Geschlechtsteile der Jungs genauer ansehen könnte. Sie lassen ihre Hosen runter und zeigen mir verschämt ihre Pullermänner, als handele es sich um etwas, das nicht zu ihnen gehört. Kein Grund, neidisch zu sein, denke ich mir. Ich lasse auch meine Hosen runter und präsentiere ihnen voller Stolz meine Muschi. Denn jetzt weiß ich, dass die Karikatur mit den Schokoladenfiguren vom Bäcker ein Witz ist. Außerdem habe ich noch nie in einer Bäckerei Schokoladenfiguren gesehen. Und ich mag Schokolade nicht sonderlich. Die einheimische schmeckt sandig. Schon der Name „Schlager Süßtafel“ spricht mich nicht an, das ist doch eher für alte Leute. Die Oma fährt zwar ab und an in den Westen, gibt ihr Geld dann aber lieber für Zigaretten aus anstatt für Süßigkeiten. Zigaretten hat sie stangenweise in ihrem Schlafzimmerschrank gehortet.

Wenn wir alle bei der Oma übernachten, schlafe ich auf zwei gegenübergestellten Sesseln, die an den Beinen zusammengebunden werden. Ich stelle mir dann immer einen Schiffsrumpf vor. Wenn ich allein dableibe, schlafe ich mit im großen Bett. Die Oma ist eine Langschläferin. Ich traue mich nie, sie zu wecken, und auch nicht, den Tag vor ihr anzufangen. Ich beobachte das Treiben der Fliegen um die Deckenlampe und döse vor mich hin. Ein merkwürdiger Dämmerzustand zwischen Nacht und Tag, wie mit angezogenen Bremsen Fahrrad fahren.

Einmal kommt zum Nachmittag Besuch. Ich sitze im Schlafzimmer auf dem Teppich und spiele mit der Knopfkiste. Das funktioniert immer, mich mit Knöpfen ruhig zu stellen. Was für eine Vielfalt. Ich reiße mich los, um den Besuch zu begrüßen. Als die Frau mich sieht, kreischt sie los vor Begeisterung. Ich bekomme Angst und verschwinde direkt wieder ins Schlafzimmer. In meiner Not krieche ich unter das Bett. Hier bin ich sicher. Die Oma kniet stöhnend auf der einen Seite und die fremde Frau auf der anderen. Sie wollen mich mit Engelszungen hervorlocken. Die Frau schiebt mir jede Menge Süßigkeiten zu. Aber ich verlasse mein sicheres Plätzchen erst, als sie gegangen ist. Ich röhre nichts von dem Süßkram an und verteile später alles an die Nachbarskinder, die ihr Glück kaum fassen können. Dabei habe ich gemischte Gefühle. In ihren Augen gelte ich nunmehr auch noch als großzügige Gönnerin und erlebe das gleichzeitig als Beschiss meinerseits, weil ich das Zeug auf die bequemste Art losgeworden bin.

Natürlich darf mich später meine Mutter nicht direkt für mein Benehmen loben, als sie mich abholen kommt. Doch als wir allein sind, tuschelt sie mir zu, dass ich das richtig gemacht habe: „Die Frau ist eine böse Tante.“ Auf meine Wahrnehmung ist also Verlass.

Der Lieblingsenkel dieser Oma ist mein mittlerer Bruder. Ich finde die Oma trotzdem interessant. Mich fasziniert ihre Erscheinung. Sie trägt die immer gleichen dunklen Kleider aus festen Stoffen und hat die Angewohnheit, ihre Taschentücher in den Kleiderärmeln aufzubewahren, denn ihre Kleider haben keine Taschen. Aber die Oma ist praktisch veranlagt und gut sortiert. Das Wichtigste liegt in mehrfacher Ausführung auf jedem Tisch in jedem Raum: Zigaretten und Streichhölzer. Sie lebt allein. Den Opa

habe ich nie kennengelernt und weiß bis heute nichts über ihn. Ab und an kommen andere alte Menschen zu ihr. Mit denen spielt sie Skat. Sonst nicht gerade beweglich, rauchend, auf dem Sofa sitzend, macht die Oma in dieser Runde eine Verwandlung durch. Die runzligen Wangen nehmen Farbe an. Die Haltung ist aufrechter als sonst, mit starkem Willen zu siegen. Dann wirkt die Oma glücklich und ganz bei sich.

Kaum, dass ich ein wenig von Zahlen verstehe, bringt sie mir Skatspielen bei. Vielleicht war sie froh zu wissen, was sie überhaupt mit mir anstellen kann. Sie ist streng dabei und schreit mich oft an. Ich lerne lieber schnell. Die meisten Fehler mache ich nur einmal. Bis heute hat sich mein Ehrgeiz gehalten, Spiele zu durchdringen und zu spielen, um zu gewinnen. Besonders reizt es mich, im Rahmen der Regeln Raffinessen einzubringen, um aus einem schlechten Blatt das Maximum rauszuholen. Es gibt begleitende Sprüche beim Skat wie „Wenn man kann, dann soll man. Das ist wie im Leben ...“, die eine zusätzliche Rechtfertigung bieten, Zeit auf diese Weise zu vergeuden. Es werden kluge Bezüge zum sonstigen Leben hergestellt. Zudem gibt das Gegenüber in der Interaktion eines Spiels mehr von sich preis, als es ihm vielleicht lieb ist, gerade als fände eine unbedachte Entpuppung statt. Mir kommt das tiefer, ehrlicher vor, als wenn wir uns zum Beispiel zum Kaffee bei der Oma treffen und Fragen beantworten oder ungefragt erzählen sollen. Abgesehen davon, dass die Oma nicht mehr allzu viel unternehmen kann, spricht sie auch nicht viel und signalisiert nicht gerade, dass sie gewillt ist, auf neugierige Fragen unsererseits zu antworten.

Wir Kinder basteln für die Oma Sparstrümpfe aus Leder und überreichen sie ihr feierlich zu Geburtstagen. Sie spielt mit den anderen Alten immer um Geld. Als sie stirbt, finden wir ein Dutzend dieser Sparstrümpfe, alle prallgefüllt mit Münzen. Da bin ich fast dreizehn und erst jetzt wird mir klar, dass das Haus ihr gehört hat. Wir fahren noch ein letztes Mal nach Falkensee. Als wir unbeobachtet sind, deckt sich mein großer Bruder mit Zigaretten ein. Ich schnappe mir auch zwei Schachteln, mehr kann ich nicht unbemerkt unterbringen.

Das Haus wird zu einem lächerlichen Preis verkauft. Meine Eltern schaffen sich von dem Geld eine Schrankwand aus „Hellerau“

an. Sehr praktisch, sehr hässlich. Doch meine Eltern bekommen all ihr Zeug darin unter, einschließlich ihrer Anziehsachen. Und ich bekomme eine erste Idee davon, was es heißt, Zweckmäßigkeit den Vorzug gegenüber dem Aussehen zu geben. Eine schlimme Lösung, denn jetzt muss ich immer auf diese monströse Schrankwand gucken. Außerdem stinkt die Schrankwand nach Klebstoff. Ich verknüpfe dieses Ungetüm mit dem, was von der Oma übrigblieb. Und ich bin traurig, denn ich werde dieses abenteuerliche Haus nie wieder betreten können. Ein schlechter Tausch.

Schon als kleines Mädchen bin ich aufgeweckt und kontaktfreudig. Ich habe oft den Eindruck, gut damit anzukommen. Außerdem bin ich reizend anzusehen. Dafür sorgt meine Mutter. Mindestens, solange ich es mir bieten lasse, dass sie aussucht, was ich anziehe. Wir fahren täglich mit der S-Bahn vom östlichen Stadtrand nach Berlin-Mitte. Die Mutter gibt mich beim Kindergarten ab, der sich im Erdgeschoss des Gebäudes befindet, in dem sie arbeitet. Ich gehe gerne in den Kindergarten. Es fällt mir leicht, in allem zu glänzen, egal ob Malen, Basteln oder sportliche Betätigung. Mir wird gespiegelt, dass ich verdammt gut bin. Dabei muss ich mich nicht einmal sonderlich anstrengen. Ich bin eine kesse Dampfwalze. Zu diesem Zeitpunkt noch mehrheitlich dazu ermutigt und selten ausgebremst, halte ich es also für normal, immer vorn zu stehen – altklug, aber ein süßer Fratz.

Im Kindergarten spielen wir oft draußen. Es gibt einen Garten mit Gebüschen, die ausgezeichnete Verstecke abgeben. Selbst wenn es mal stinkt, sauge ich solche Gerüche als die einer glücklichen Kindheit auf. Noch heute flutet mich manchmal ein geruchenes altes Glück an.

Im Sommer laufen alle Kinder eine ewige Strecke durch die Stadt, um die heißesten Tage in einem Kinderbassin zu überstehen. Im knöchelhohen Wasser dürfen wir nur herumtoben, wenn wir völlig nackt sind. Es gibt einen Jungen, der sich nicht an diese Anweisung hält. Das fällt allerdings erst dann auf, als es wieder zurück geht. Zur Strafe muss er den ganzen Weg nackt antreten und schreit die ganze Zeit wie am Spieß, als ginge es um sein Leben. Mir tut der Junge leid. Ich denke, er hat nicht absichtlich seine Hose anbehalten, sondern nur, weil er zu eilig ins Wasser wollte.

Und wenn es doch mit Scham verbunden war? Was für eine übertriebene Maßnahme, die wahrscheinlich bei dem Jungen einen dauerhaften Schaden angerichtet hat, der bis ins Heute währt, wenn sogar ich mich noch daran erinnern kann. Dass die Erzieherinnen sagen, wo es langgeht, nehme ich in diesem Alter als gegeben hin. Dass sie einem Kind das Leben schwer machen können, deckt sich nicht mit meiner persönlichen Erfahrung, ganz im Gegenteil, mit dem vielen Zuspruch, den ich erhalte. Die Einschüchterung des Jungen galt in meinen Augen nur ihm. Ich darf machen, was ich will und vor allem auch kann.

Ich erinnere mich nicht an eine beste Freundin oder einen besten Freund aus diesen Tagen. Maßstäbe dafür habe ich noch keine. Ich fühle mich eher als eine Einzelgängerin, die anderen Kindern neugierig begegnet. Zu einem Faschingsfest bin ich als „Frau Pappendoktor Pille mit der großen klugen Brille“ verkleidet. Mit Kittel, Stethoskop, Haube auf dem Kopf und Pfefferminzbonbons als Pillen in der Kitteltasche bin ich perfekt ausgestattet, andere Kinder auf Herz und Nieren zu prüfen. Als meine Mutter mich abholt, wundert sie sich, dass ich keine einzige Pille ausgegeben habe: „Aber Mama, die waren alle kerngesund. Ich habe sie doch untersucht.“

Dass ich schlicht nur vergessen habe, dieses wichtige Mittel zur Genesung zu verteilen, kann ich doch nicht einfach zugeben. Ich war so beschäftigt damit, eine andere Rolle zu spielen, anstatt ich zu sein, wie ich mich kenne. Das war aufregend. Ich kam mir die ganze Zeit vor, als könnte ich von der Zukunft kosten, und das war doch nur eine Möglichkeit. Worte habe ich dafür noch nicht, um mit meiner Mutter über diese neuen Einsichten sprechen zu können.

Wenn wir von unserer Endstation zu Hause nach Mitte fahren, gibt es stets freie Plätze, bis die S-Bahn wenige Stationen später zum Bersten voll wird. Wir haben also immer einen Sitzplatz. Manchmal sind wir höflich und die Mutter nimmt mich auf den Schoß, um einen Platz freizumachen.

Nicht selten ziehe ich eine Show ab, um die morgendliche Trübsal, die im Allgemeinen dominiert, nicht an mich ranzulassen. Ich bringe Leute zum Lächeln, die sich zu ihren Arbeitsorten schleppen.

pen, plappere drauflos, frage wildfremde Leute aus und gebe tüchtig an, was ich alles schon weiß und kann. Wenn wir am S-Bahnhof Jannowitzbrücke aussteigen, schieben sich Menschenmassen die Treppe rauf und runter. Meine Mutter bricht mir fast jeden Morgen das Handgelenk. Damit ich nicht verloren gehe, zieht sie mich mit festem Griff hinter sich her. Manchmal gibt sie am Bahnhof ihre Nylonstrümpfe ab, die Laufmaschen haben und repariert werden müssen. Es gibt immer eine Schlange vor dem kleinen Laden. Aber ohne akkurate Strümpfe geht es nicht. Das ist noch die Sorte, die von einem Strumpfband in Oberschenkelhöhe gehalten wird. Das sieht ein bisschen krank aus, wie eine Prothesenhalterung. Und die Beine, wenn sie so glänzen, wirken wie in Plastik eingepackt. Vielleicht träumt meine Mutter deshalb von Feinstrumpfhosen, die es nur im Westen gibt, aber wir haben da keine Verwandtschaft. Verstehen kann ich das nicht. Ich hasse Strumpfhosen, so kratzig und eng, als würden sie meine Beine erwürgen. An einem trüben Wintermorgen bringe ich meine Mutter zum Verzweifeln, weil ich mich weigere, die morgens anzuziehen. Ich will Hosen. Wie meine Brüder. Wir verpassen mindestens eine S-Bahn. Ich kann mich nicht mehr daran erinnern, wie ihr Ausweichprogramm war, aber Strumpfhosen ziehe ich nie wieder an.

Eines warmen Tages steigen wir auf dem Weg nach Hause in die S-Bahn. Alle Plätze sind besetzt. Ich bin quengelig. Meine Mutter bekommt einen Platz angeboten. Mir bleibt ihr Schoß. Ich will nicht. Ein Mann streckt seine Arme nach mir aus, lächelt mich einladend an. Ich gucke verschämt zu meiner Mutter und flüchte mich dann doch auf ihren Schoß. Noch am selben Abend werde ich von ihr aufgeklärt: „Es gibt Männer, die nichts Gutes im Schilde führen und die kleinen Mädchen wehtun wollen.“

Ich muss ihr versprechen, mich immer in Acht zu nehmen, auf der Hut zu sein und lieber keinem fremden Mann zu vertrauen. Die Eindringlichkeit dieser Lektion brennt sich tief in mein Gedächtnis. Kurz darauf weigere ich mich, zu den kurzen Kleidchen, die ich im Sommer angezogen bekomme, Rüschenchlüpfer zu tragen. Das scheint mir nur logisch. Ich beneide ausführlich meine Brüder um ihre feschen kurzen Lederhosen, die sich vorne aufklappen lassen und die so urig riechen. Ich probiere sie heimlich

an und rede so lange auf meine Mutter ein, bis ich auch eine bekomme. So ist es sicherer.

Sehr selten kommt doch ein Westpaket. Meine Mutter hat eine Freundin aus ihrer Jugendzeit, die dort lebt und die ab und zu ausrangierte Klamotten schickt. Die Pakete duften verführerisch. Es liegt am Waschmittel. Wir waschen in der Badewanne, mit Spee. Das ist laut meiner Mutter das beste von den drei Waschmitteln, die es vielleicht gibt. Und es riecht nach nichts. Aber Hauptsache, sauber. In einem der Pakete ist ein Kleid für mich dabei. Ich liebe es schon deswegen, weil niemand sonst so ein Kleid hat. Es ist türkis und aus Cord, gerade geschnitten, mit Taschen auf den Hüftknochen, einem Stehkragen und Patten auf den Schultern. Das Schnörkellose gefällt mir und weil es ein bisschen wie eine Uniform aussieht. Und es ist praktisch, mit einem langen Reißverschluss vorne zu verschließen, dazu nicht so kurz, dass mir jemand leicht drunter gucken kann.

Vielleicht einmal im Jahr fahren wir in das Haus des Kindes am Strausberger Platz. Ich bin von dem Gebäude beeindruckt, mit der riesigen geschwungenen Treppe über alle Etagen. Es erscheint pompös, mit Messing am Geländer. Aber das Angebot ist lausig. Wir kaufen, was gerade da ist und unbedingt nötig erscheint. Allerdings stürme ich lieber die Treppen rauf und runter, wenn ich auch die extra Zuwendung dieser Tage mag. Meine Mutter unternimmt diese Ausflüge immer nur mit einem Kind.

Als ich eingeschult werde, habe ich das Gefühl, dass mir endlich die Zugehörigkeit zum richtigen Leben zuteilwird. Ich kann es kaum erwarten, Lesen, Schreiben und Rechnen zu lernen und mich im neuen Umfeld zu behaupten. Die Mutter geht mit mir vorher zum Frisör. Meine langen Haare kommen ab. Nur zu. Dieses Geziepe beim Kämmen lässt sich doch nicht dauerhaft rechtfertigen. Die Eltern haben offenbar diskutiert, dass sie die Möglichkeit ausschließen wollen, mir könnte irgendwer an den Haaren ziehen. Sie haben weder eine Ahnung von meiner Entschlossenheit, mich aus eigener Kraft durchzusetzen, noch von meinen gesammelten Erfahrungen diesbezüglich.

Außerdem habe ich eine schnelle Auffassungsgabe. Das bringt mir Sonderrechte ein. Von den Lehrerinnen bin ich hochgeschätzt. Und auch sonst lasse ich mich von niemandem drangsaliieren. Ich bin diejenige, die sagt, wer verklopppt wird. Ich staune darüber, dass das funktioniert, nur weil ich keinen Zweifel daran lasse, bestimmen zu können. Doch die Verkloppten tun mir auf Dauer leid. Also mache ich damit nicht weiter. Es ist auch nicht nötig. Ich gelte als unantastbar.

Nach der Schule bin ich im Hort. Die Eltern kommen beide nicht vor siebzehn Uhr nach Hause. Im Hort werden Hausaufgaben erledigt und es gibt viel Zeit zum Spielen. Anfänglich kommt

es zu einer Diskussion, ob ich als Mädchen beim Fußball dabei sein kann. Und ob! Ich wusste doch schon, dass ich nur klarmachen muss, dass ich bestimme. Und ich schieße härter als die meisten Jungs. Der Preis dafür, von den Jungs akzeptiert zu werden, ist, dass ich mich abfällig gegenüber anderen Mädchen äußern beziehungsweise mindestens erdulden muss, dass die Jungs das ständig tun. Zum Teil empfinde ich das auch so, denn ich kann weder verstehen, warum die Mädchen nicht herumtoben wollen, noch was sie sich bieten lassen. Mir sagt keiner, was ich darf, weder ein Junge noch ein Mädchen.

Es gibt diesen Ehrenkodex, dass Jungs keine Mädchen schlagen. Darauf ist Verlass. Obwohl ich mich gerne einmal prügeln würde. Einfach um zu sehen, wie sich das anfühlt. Aber ich kann provozieren, wie ich will. Es kommt nie dazu.

Mein Vorteil ist, ich kann mir auch die andere Seite angucken. Ich habe neuerdings eine beste Freundin, die ich oft besuche. Sie heißt Andrea. Zwar ist sie ziemlich brav, lässt sich aber von mir zu Unfug anstiften. Vor allem hat sie eine interessante Mutter mit lustigen Erziehungsmethoden. Einmal will ich nicht die letzte halbe Leberwurststulle aufessen, da nimmt sie die, um sie mir ins Gesicht zu schmieren. Sie kann gar nicht mehr aufhören zu lachen. Ich glaube, ihr gefällt, dass ich nicht so zimperlich bin. Andrea hätte sicher gleich losgeheult.

Dass ich von jetzt an viel Zeit mit Andrea verbringe, wird mit Freuden hingenommen und vollumfänglich unterstützt, auch von meinen Eltern. Im Unterschied zu uns, die wir in einer Mietwohnung hausen, lebt die Familie in einem eigenen Einfamilienhaus. Das ist an sich schon spannend und bietet allerlei Freiheiten. Da sind keine Nachbarn, die nicht gestört sein wollen. Vom Keller bis zum Dachboden gibt es viel zu entdecken. Mein Favorit ist ein altes Grammophon, mit Kurbel anzutreiben, das wir auf dem Dachboden ausgraben. Es gibt auch Truhen mit alten Kleidern, fast wie im Theater. Wir spielen dann die Dame und der Herr. Andrea will unter keinen Umständen ein Herr sein. Umso besser. Ich bin keine Dame.

Der Schlüssel zum Haus liegt unter einem Stein. Ich darf das Haus auch betreten, wenn noch niemand da ist. Da Andrea das einzige Kind ist und die Familie Westverwandtschaft hat, muss

lange nicht so gespart werden, wie ich das kenne. Ich bin im Schlaraffenland gelandet. Überall liegen Kaugummis und Süßigkeiten rum, die auch schmecken. Ich sehe mich ehrfürchtig in Katalogen blättern und von einem Fahrrad träumen, das nicht nur leidlich fährt, sondern auch ungewöhnlich aussieht. Bei uns ist alles praktisch und zweckmäßig. Vor dem Blick in diese unerreichbare Katalogwelt war mir das nicht klar. Und gefehlt hat mir auch nichts. Immerhin habe ich zum Trost mein einzigartiges türkises Cord-Kleid.

Andreas Mutter arbeitet in der Gastronomie und ist froh, dass ihr Kind eine beständige Spielgefährtin hat. Sie kommt oft erst spät am Abend nach Hause. Es gibt auch einen Vater. Aber mit dem ist nicht viel los. Er hat einen sagenhaften Bauch und ein Doppelkinn. Ich muss immer an eine Kröte denken. Er ist tatsächlich träge und sitzt hauptsächlich in seinem Sessel herum. Nur einmal erlebe ich ihn anders, als wir zusammen einen Ausflug machen. Plötzlich ist er überraschend lebendig. Er hat ein kleines Häuschen am Woltersdorfer See. Da zeigt er uns, wie Angeln geht. Wir übernachten in einer muffigen Hütte, die ihm gehört, zusammen mit vielen Spinnen. Und wir ernähren uns von Brot und Dosenwurst. Geangelt haben wir nichts. Leider. Ich weiß genau, wie Fische ausnehmen geht. Bei uns zu Hause gibt es zwei Mal im Jahr Karpfen. Wir reißen uns darum, wer den ausnehmen darf. Also werden drei Karpfen gekauft, für die Gerechtigkeit. Drei kleine, die schmecken ohnehin besser. Es darf auf keinen Fall die Galle zerstört werden, sonst musst du ganz schnell den Fisch gründlich ausspülen. Wir trocknen immer die Blase auf der Heizung. Dann gibt es später einen kleinen Knall, wenn wir hineinstechen.

Andreas Vater ist irgendwann nicht mehr anwesend. Die Mutter hat ihn zum Teufel gejagt. Er war ihr in nichts eine Hilfe. Jetzt gibt es mehr Platz. Im Haus lebt im Erdgeschoss noch der Opa von Andrea. Es scheint, als würde er sich täglich das Gleiche kochen. Jedenfalls riecht es immer gleich, nach angebrannter Tomatensuppe aus der Tüte. Wir inspizieren einmal heimlich seine schäbigen Aluminiumtöpfe. Es kommt das Gerücht auf, Aluminium zerstört das Gehirn. Das wäre eine Begründung. Der Opa ist etwas eingeschränkt und spricht wie ein großes kleines Kind, aber

lieb und zugewandt ist er und stets gut gelaunt. Immerhin kann er sich noch selbst versorgen. Ich bin seltsam fasziniert. So ein schräger Vogel. Irgendwann ist auch er nicht mehr da. Gesprochen wird auch hier nicht über das Sterben. Ich spüre nur die allgemeine Erleichterung. Andreas Mutter hat wohl immer befürchtet, dass der Opa unbeabsichtigt das Haus abfackeln könnte. Von da an geht es noch freier zu in diesem Haus ohne Männer.